

## Die Abstammung des Menschen und die Zuchtwahl durch das Geschlecht. Von Charles Darwin \*).

Herr Darwin untersuchte in diesem Werk, ob der Mensch gleich den übrigen Geschöpfen seine Abstammung aus einer vorausgegangenen Form herzuleiten habe. Die Art des Vorganges bei dieser Abstammung und die Bedeutung der Ungleichheiten an den sogenannten Menschenrassen, worüber sich der Verfasser nicht näher ausspricht, wurde schon in vielen anderen wertvollen Werken gründlich gewürdigt. Dem Thema der natürlichen Zuchtwahl, welches Herr Darwin in seinem bekannten Buch „über den Ursprung der Thiergattungen“ bereits erörtert hat, fügte er jetzt eine eingehende Abhandlung über die geschlechtliche Zuchtwahl bei, die eigentlich den Haupttheil des neuen Werkes ausmacht.

Hinsichtlich der natürlichen Zuchtwahl gibt jetzt Herr Darwin zu, dass er diesem Princip in den früheren Ausgaben des Buches „über den Ursprung der Thiergattungen“ vielleicht zu viel zugeschrieben habe. Damals habe er zu wenig beachtet, dass es viele Organismen gibt, die weder nützlich noch schädlich genannt werden können, und hierin bestehe nach seiner Ansicht einer der bedeutendsten Mängel seines Werkes: „Wenn ich,“ so lauten seine Worte, „mich geirrt haben sollte, indem ich der natürlichen Zuchtwahl einen großen Einfluss zuschrieb, was mir nicht zur Last geschrieben werden kann, oder wenn ich diesen Einfluss überschätzt habe, was wol möglich ist, so bleibt mir wenigstens das Verdienst, bei dem Umsturz des Dogma über die abgesonderten Schöpfungen mitgewirkt zu haben.“

Indem wir das Werk, welches so viele Thatsachen und Ansichten enthält, in der Hauptsache würdigen, können wir lediglich die Hoffnung hegen, einen Faden an die Hand gegeben zu haben, damit man sich in dem, was ein Labyrinth der Naturwissenschaft genannt werden kann, zurechtfinde.

Es kann um so mehr von den Details Abstand genommen werden,

---

\*) The Descent of man and selection in relation to sex By Charles Darwin M. A. F. K. S. A. Te two volumes. With illustrations. London, John Murray, Albemarle Street 1871.

Ehe wir uns mit dieser interessanten und wichtigen literarischen Erscheinung von unserem Standpunkte beschäftigen, geben wir in folgendem die Ansicht eines britischen Fachmanns (The Athenaeum Nr. 2262, 4. March 1871, S. 275 u. ff.) und erklären vorweg, dass bei allem Scharfsinn, den der Beurtheiler auf die Entkräftung einzelner im Buch entwickelter Ansichten verwendet, nach unserm Dafürhalten dennoch für die wissenschaftliche Begründung der Opposition weniger gethan wurde, als einem Manne wie Darwin gegenüber hätte geschehen sollen.

als selbst der Verfasser gesteht, dass sein Werk kaum neue Thatsachen in Betreff des Menschen enthalte. Das wissenschaftliche Verdienst des Buches besteht darin, dass in demselben eine Menge Beobachtungen vieler Forscher zurecht gelegt und gehörig geordnet erscheinen.

Alle unterrichteten Naturforscher werden die Aufrichtigkeit der Ausführungen des Verfassers anerkennen, aber ein größeres Gewicht auf deren Anwendung legen, als auf die Quellen, denen sie entnommen wurden. Es handelt sich nicht darum, ob man es mit bekannten oder neu aufgefundenen Lehren zu thun habe, sondern darum, welche Stütze sie dem Gebäude der darauf gegründeten Hypothesen gewähren.

Was den gemeinschaftlichen Ursprung des Menschen und der Thiere beweisen soll, ist nach der Darstellung des Herrn Darwin folgendes: Der menschliche Embryo entwickelt sich aus dem Ei eben so wie andere Thiere, er hat wie alle höhern Thiere einige unentwickelt gebliebene Organe, die sich von den zur Entwicklung gelangenden unterscheiden, wie das os coccyx, welches, obgleich nicht zum Schwanz geworden, dennoch dieses Organ anderer Wirbelthiere vorstellt, und er besitzt auch gemeinschaftlich mit den niederen Thieren gewisse den Kennern der vergleichenden Anatomie wol bekannte Gebilde. „Die gogentheilige Ansicht wäre gleichbedeutend mit der Annahme, dass unsere Organisation oder jene der Thiergattungen in unserem Umkreise nichts anders bedeute, als eine unserem Verstand gelegte Falle. Die Zeit sei nicht fern, wo man es unbegreiflich finden wird, dass die mit der vergleichenden Bildung des Menschen und der Säugethiere bekannten Naturforscher beide einer verschiedenen Schöpfung zuschreiben konnten.“

Doch ist der Unterschied zwischen den geistigen Kräften des Menschen und jenen aller anderen Thiere immerhin bedeutend, und auch da vorhanden, wo wir die Seelenvermögen eines der niedersten Wilden mit jenen des am höchsten organisierten Affen vergleichen. Um dieser sehr bedenklichen Einwendung vorzubeugen, widmet der Verfasser ein eigenes Kapitel dem Versuch eines Beweises, dass zwischen dem Menschen und den höheren Thieren in Bezug auf geistige Befähigung keine wesentliche Verschiedenheit bestehe.

Der Mensch besitzt, wie er behauptet, alle Sinne der niederen Thiere, seine Anschauungen müssen also die gleichen sein; nur hat er vielleicht weniger Instinct als die Thiere der angränzenden Ordnung. Es ist überflüssig, bei den niederen Fähigkeiten, welche der Mensch mit den Thieren gemeinschaftlich besitzt, zu verweilen, wol aber müssen wir das bei den höheren Vermögen und Thätigkeiten, welche die Grundlage seiner geistigen Vorzüge bilden.

Alle Thiere sind der Anregung zugänglich, und ebenso unterliegen sie der langen Weile, alle geben Anzeichen der Verwunderung und manche zeigen einen Grad von Neugierde. Die Nachahmung ist bei den Menschen herrschend, auch bei den Thieren kann man sie bemerken. Die Aufmerksamkeit, die Hauptbedingung des geistigen Fortschritts, kann man auch bei den Thieren deutlich wahrnehmen, wie z. B. bei dem Auflauern der Katze vor dem Mauselloch. Die Affen und Hunde haben ein vortreffliches Personen- und Ortsgedächtnis. Katzen, Hunde, Pferde und andere höhere Thiere träumen lebhaft, zum Beweis, dass sie mit Einbildungskraft ausgestattet sind. Was das erhabene Vernunftvermögen anbelangt, so wird von wenigen in Abrede gestellt, dass die Thiere dasselbe in einem gewissen Grade besitzen. Die Gabe der allmählichen Vervollkommnung wurde oft und lange als dem Menschen ausschließlich eigen angesehen, eben so die Handhabung der Werkzeuge, das Anzünden des Feuers und ähnliches. Herr Darwin führt Belege für das Gegentheil an, doch nur wenige, ausnahmsweise und unvollkommen. Bei dem Kapitel über die Sprache und die articulirte Rede wird er jedoch von seinem Scharfsinn verlassen, was wol nicht anders sein kann, wiewol er erklärt, die articulirte Rede bilde keinen unbedingten Einwand gegen die Annahme, dass der Mensch aus einer niederen Form abstamme“.

Die Unthunlichkeit wird offenbar, die Scheidewand niederzureißen, welche durch die menschlichen Vermögen des Selbstbewusstseins, der Individualität, der Abstraction, der allgemeinen Ideen u. s. w. gesetzt ist.

Was den Glauben an Gott anbelangt, so beruft man sich gewöhnlich auf die Liebe des Hundes zu seinem Herrn, um daraus von ferne eine Art hündischer Ehrerbietung herzuleiten.

Die Schriftsteller, welche es sich noch vor dem Auftreten des Herrn Darwin zur Aufgabe gemacht, einen Fortschritt in gleicher Richtung wie er und in noch größerer Ausdehnung zu erzielen, haben diesen Zweck gänzlich verfehlt. Niemand wird vermögen aus einem Hunde oder einer Katze christliche Grundsätze zu entwickeln. Derlei Versuche müssen jeder Zeit scheitern und zuweilen lächerlich ausfallen.

Das moralische Gefühl wurde zudem allgemein als dem Menschen ausschließend eigentümlich angesehen. Sechs und zwanzig britische Autoren haben über diesen Gegenstand geschrieben, und es thut nicht noth, noch auf den sieben und zwanzigsten zu warten, obwol Herr Darwin es im hohen Grad wahrscheinlich hält, „dass jedes Thier, welchem ausgesprochene sociale Instincte eigen sind, auch unfehlbar in den Besitz moralischen Gefühls oder Bewusstseins gelangen würde, sobald nur dessen intellectuelle Anlagen in dem Maße zur Entwicklung kämen oder annähernd so ausgebildet würden, wie dies bei dem Menschen

der Fall ist.“ Doch ist anzunehmen, dass dies nie eintreten wird. Denn so weit wir das Seelenleben der Affengattungen verstehen können, gebricht es denselben ebenso sehr an dem moralischen Gefühl wie den unter ihnen stehenden Thieren. Es ist ergötzlich wahrzunehmen, wie ein so vorzüglicher Naturkenner, wie Herr Darwin, sich bis zum Kindischen verirrt, um die Meinung zu unterstützen, dass unter den Thieren Sympathie, Geselligkeit und moralische Güte zu finden seien. „Ich sah,“ sagt er, „einen Hund, der niemals vor einem guten Freund seines Geschlechts oder vor einer im Korb liegenden Katze vorbei gieng, ohne sie mit der Zunge einige Male zu belecken, welches als das sicherste Zeichen der Zärtlichkeit eines Hundes angesehen werden kann.“ Was das Gewissen der Hunde im allgemeinen anbelangt, so wird wol kein erfahrener und vernünftiger Mensch an ein Hundegewissen und ebenso wenig an ein Rechtsgefühl der Hunde glauben. Es gibt zwar einige Ausnahmen von gewissenhaften Hunden, aber diese beweisen nicht die allgemeine Regel. Obwol Herr Darwin in reichlichem Maß und mit Geschick die Naturphilosophen und Anthropologen, die ihm vorangegangen oder seine Zeitgenossen sind, benützt hat, so ist er doch in allem, was die Entstehung der Rassen durch den Entwicklungsgang oder die Zuchtwahl betrifft, oder auch in das Fach der moralischen und intellectuellen Anlagen und Thätigkeiten einschlägt, offenbar sehr schwach. Er leistet so viel er vermag, aber er steuert gegen Wind und Strom. Die Ahnungen und Hoffnungen, so wie der Glaube der cultivierten Menschheit sind gegen ihn, und obwol er die Herren Herbert Spencer und andere geschickte Theoretiker in sein Boot rufen mag, um mit ihm zu rudern, so wird er doch seinen Zweck verfehlen. Ein Evolutionist der Darwin'schen Schule ist genöthigt weiter zu gehen als nur bis zum moralischen Gefühl und zu den intellectuellen Anlagen, wenn er an die Existenz der menschlichen Seele glaubt. Obwol Herr Darwin versichert, dass die Psychologie nicht zu seiner Aufgabe gehört, so bleibt sie immer ein Bestandtheil der Lehre vom Geist, die er theilweise in seine Betrachtung zieht. So gewiss als wir das Geschlecht entwickeln, müssen wir auch die Seele zur Entwicklung bringen. Wenn das Geschlecht bloß der natürlichen Zuchtwahl zu verdanken ist, so müsste dies auch bei der Seele der Fall sein. Es ist nicht thunlich, bei demjenigen, was den ganzen Inhalt des Menschen ausmacht, Halt zu machen, wenn es gilt, eine Theorie zu begründen; die einen großen Theil seines Wesens umfassen soll. Eine haltbare und annehmbare Lehre der Entwicklung muss offenbar in alle Theile des Subjects eingehen, und wenn sie das Höchste von sich weiset, so muss sie verworfen werden, sollte sie auch dem Minderen genügen.



Man sollte den Versuch nicht scheuen, der idealen Schilderung unserer armen Vorfahren durch Herrn Darwin, welche wir mit Ausnahme einiger anstößiger Stellen hier folgen lassen, an passender Stelle auch etwas über das moralische Gefühl, über die Seele, und überhaupt über die höheren Vermögen beizufügen, wie sie im selbstbewussten und gebildeten Menschen vorkommen. „Die Altvorderen des Menschen,“ sagt Herr Darwin, „waren ohne Zweifel dereinst ganz behaart, und beide Geschlechter mit Bärten versehen; die Ohren waren zugespitzt und beweglich und der Leib hatte einen Schweif mit den hiezu nöthigen Muskeln. Die Bewegung ihrer Glieder und Leiber wurde durch viele Muskeln vermittelt, welche jetzt gelegentlich zum Vorschein kommen und namentlich den Vierhändlern eigen sind. Die große Arterie und der Nerv des Humerus gieng durch das Foramen condyloidum. In dieser Periode oder noch vor derselben setzten sich die Eingeweide in ein noch größeres diverticulum oder coecum fort, als dies jetzt der Fall ist. Der Fuß war, wie aus der Beschaffenheit der großen Zehe im Foetus zu erkennen, zu jener Zeit zum Aufgreifen geeignet. Unsere Vorfahren waren ohne Zweifel an das Leben auf Bäumen gewöhnt, indem sie eine warme, waldreiche Landschaft bewohnten. Die Männer hatten große Hundezähne, welche ihnen als furchtbare Waffe dienten. In einer noch älteren Zeit war der Uterus doppelt. Das Auge wurde durch ein drittes Augenlid oder ein bewimpertes Häutchen geschützt. Noch früher müssen die Urväter für das Wasserleben geeignet gewesen sein, denn die Morphologie weist nach, dass unsere Lungen aus einer modificierten Schwimmblase bestehen, die einstens als Schwimmorgan gedient hat. Die Ritzen am Hals des Embryo des Menschen zeigen, wo die Bronchien einst ihren Sitz hatten. In derselben Periode gab es statt der eigentlichen Nieren nur die folschen Körper. Statt des Herzens bestand ein einfaches pulsierendes Gefäß und die Chorda dorsalis nahm die Stelle der Wirbelsäule ein. Die einstigen Vorläufer des Menschen in der unbekanntenen Vorzeit müssen so einfach organisiert gewesen sein, wie der Amphioxus oder sie standen noch tiefer. Noch ein Umstand verdient Erwähnung. Es ist seit langem bekannt, dass im Reich der Wirbelthiere ein Geschlecht die Anfangsgebilde verschiedener Nebentheile des reproductiven Systems besitzt, die eigentlich dem anderen Geschlecht gehören; auch wurde constatirt, dass in einer der ersten embryonischen Perioden beiderlei Geschlechter im Besitz wahrhafter männlicher und weiblicher Drüsen gewesen sind. Daraus ist zu schließen, dass ein Vorfahre der urältesten Zeit im Reiche der Wirbelthiere hermaphroditischer Natur oder ein Mannweib gewesen sei. Aber hier begegnen wir einer Schwierigkeit.“

Wir können diesen Auszug nicht weiter fortsetzen. Wer weitere

Details wünscht, mag das Werk selbst lesen. Es ist bereits genug daraus angeführt worden, um die Grundlinien der Gestaltung unserer eigentlichen und älteren Erzeuger kennbar zu machen. Ohne Zweifel haben Professor *Gegenbauer* und andere vorgeschrittene, eigentlich rückschreitende vergleichende Anatomen Herrn *Darwin* ihren Beistand geleistet; doch hier haben wir nur mit ihm selbst zu thun, und die gewöhnlichen Leser werden mit diesem Auszug sich begnügen. Wenn zur Vervollständigung des Bildes noch ein Wunsch übrig bliebe, so wäre es eine oder zwei belehrende Skizzen mit Darstellung dieser merkwürdigen Vorfahren und mit einer besonderen Abbildung des Schwanzes.

Ueber die Erscheinung des Menschen sagt der Verfasser: „Die Welt hat, wie oft bemerkt worden, sich lange auf die Ankunft des Menschen vorbereitet. Dies ist in einem Sinne die genaue Wahrheit, denn derselbe verdankt seine Geburt einer langen Reihe von Vorfahren. Hätte ein einziges Glied in der Kette gefehlt, so würde der Mensch nimmermehr das geworden sein, was er jetzt ist. Wenn wir nicht absichtlich unsere Augen verschließen, so müssen wir bei unseren jetzigen Kenntnissen unsere Abstammung annäherungsweise begreifen; auch brauchen wir uns deshalb nicht zu schämen.“

Allerdings nicht. Warum sollten wir uns auch der Schwänze schämen? Warum wurde Lord *Moabiddo* so unbarmherzig lächerlich gemacht, als er behauptete, dass dieselben unsere natürliche Zugehör sind? Warum sind die Schwänze der natürlichen Zuchtwahl zufolge in Abfall gekommen? Sie würden augenscheinlich in jeder Beziehung von außerordentlichem Nutzen gewesen sein, wenn nicht sogar zur Zierde gereicht haben, und dies selbst in unseren Tagen. Wie practisch würde z. B. dem Alpensteiger ein langer aufgreifender Schwanz sein, wie wir zuweilen in den zoologischen Gärten bei den Bewegungen der Affen uns überzeugen können. Mit Hilfe des Schwanzes würde mancher, der jetzt dem Tod verfällt, sein Leben gerettet haben. Es drängt sich uns hier die Frage auf, ob die unerklärliche Leidenschaft des Bergsteigens nicht auch ein starker Beleg sein müsse für unsere unmittelbare Abstammung von der Affenrace, deren Hang, auf die Bäume zu klettern, allbekannt ist.

Wir wissen kaum, was wir mit der Geschlechtszuchtwahl anfangen sollen, welche des Verfassers starke Seite bildet und eine lange Abhandlung ausmacht, die ungefähr den dritten Theil des ersten Bandes und beinahe den ganzen zweiten einnimmt. Jetzt müssen wir uns auf wenig Bemerkungen beschränken, welche wir später erweitern und rechtfertigen wollen, sobald die Gelegenheit dazu sich darbietet.

Naturkundige, welche an die Veränderlichkeit der Gattung glauben und die natürliche Zuchtwahl als eine Triebfeder derselben ansehen, finden

gleichwol manches unerklärlich, und adoptieren die Geschlechtswahl als ein Aushilfsmittel oder als einen mitwirkenden Factor, wenn man dies lieber so nennen will. Diese Geschlechtszuchtwahl ist nach Herrn Darwin in zahlreichen Modalitäten bei den höheren Thieren zu finden, bei den niederen aber durchaus nicht. Denn in den niederen Klassen sind die zwei Geschlechter nicht selten in demselben Individuum vereinigt, und wo sie getrennt vorkommen, sind beide in dauernder Verbindung, um sich einigermäßen zu unterstützen. Bei der Geschlechtszuchtwahl kommt es vor, dass die anziehenden Individuen von dem anderen Geschlecht vorgezogen werden. Wo die Geschlechter verschieden sind, ist mit wenig Ausnahmen der männliche Theil derjenige, welcher sich des größten Schmuckes erfreut und am kennbarsten von dem Typus abweicht, zu welchem die Gattung gehört. Wir sehen das bei den Insecten und noch auffallender in höheren Klassen. Auf diese Art glauben wir die zahlreichen Veränderungen im Lauf der Entwicklung und der Abkunft erklären zu können.

Die Farben, der Charakter, die Schönheit und die Kampflust des Männchens scheinen bei der Geschlechtswahl nicht nur im Bereich der Insekten, sondern auch der Fische, Amphibien und Würmer eine Rolle zu spielen.

Wenden wir uns zum Geschlecht der Vögel, so sind die Beweise und Consequenzen dieses Principes sehr auffallend; denn bei den Vögeln erkennen wir Kampfgesetze, besondere Waffen und Stimmwerkzeuge.

In den vier Kapiteln über die Vögel ist eine große Anzahl interessanter Beobachtungen angehäuft. Die kampflustigsten und bestbewaffneten Männchen verdanken ihre Erfolge nicht bloß ihrer Kräftigkeit im Vertreiben oder Töten des Gegners, sondern sie besitzen auch besondere Mittel das Weibchen zu bezaubern. Die Macht des Gesangss, das Ausbrechen in fremdartiges Geschrei oder andere auffallende Weisen, um in den Tönen Abwechslung zu erzeugen, dies alles bildet die merkwürdige Begleitung der Liebeswerbung bei den Vögeln. Viele Vögel trachten thatsächlich das Weibchen durch Liebestänze oder Gaukeleien auf dem Boden oder in der Luft, manchmal auf besonderen Plätzen an sich zu ziehen. Auch sind verschiedenartige Zieraten, der glänzendste Farbenschmuck, Kämme und Geflecht, schöne Federbüsche, verlängerte Federn und Schopfbündeln gewöhnliche Reizmittel. — Doch wenn man auch dies als wahr und annehmbar erkennt, so kann man darin kein allgemeines Gesetz für die Klasse der Vögel finden, da auch hässliche Vögel, wie Krähen und Geier, den Hof mit ebenso viel Erfolg machen, wie die prachtvollen Vögel. Wenn Streitwaffen, Organe zum Hervorbringen der Töne, verschiedener Zierat, glänzende und auffallende Farben nach Annahme des Herrn Darwin von Seite des Männchens durch Veränderungen und Geschlechtswahl erworben und auf

verschiedenen Wegen nach den Gesetzen der Vererbung weiter übertragen wurden, so müssten auch unscheinbare Vögel in gleichem Verhältnis sich vervollkommen haben. Man müsste entweder gar keine hässlichen Vögel mehr sehen, oder man müsste an ihnen einen Fortschritt in der Schönheit des Gefieders, im Gesang und der gesammten Anziehungskraft für die Weibchen finden.

Der Verfasser gibt sehr interessante Details über das Geschlecht der Vögel, ihr Gefieder, ihren Sinn für das Schöne und ihre Liebeswerbung. Die Wechselfälle der Erhöhung und die wechselseitigen Reize der Geschlechter sind genau dargestellt. Sonderbar ist es, dass der Hahn und die Henne im Liebeshandel auffallend den männlichen und weiblichen Geschlecht des Menschen ähnlich sind. Bei ihnen gibt es Fälle der Bevorzugung und Antipathie, der Anständigkeit und Ausschweifung, der Monogamie und Polygamie wie bei uns. Die Vögel haben mehr mit dem Menschen gemein, als die Säugethiere, denn bei den letzteren wird das Weibchen mehr durch das Gesetz des Kampfes als durch Entwicklung der Reize gewonnen, während letzteres bei den Vögeln zutrifft. Das Gesetz des Kampfes um Weibchen gilt durch die ganze Klasse der Säugethiere.

Der Verfasser detailliert die geschlechtlichen Kennzeichen ersten und zweiten Rangs bei den Säugethieren. Hiernach scheint das Gesetz der gleichmäßigen Uebertragung der Charaktere beider Geschlechter, was die Farben und andere Zierden anbelangt, weit mehr bei den Säugethieren als bei den Vögeln Geltung zu haben. Was die Waffen, wie z. B. die Hörner und die Hautzähne anbelangt, so werden dieselben ausschließlich oder in höherem Grad bei dem männlichen Geschlechte vererbt. Dieser Mangel bei dem Weibchen ist, nach des Verfassers Annahme, das Resultat des Uebergewichts der vererblichen Form.

Bei dem Menschengeschlecht sind geschlechtliche Verschiedenheiten größer als bei den meisten Gattungen der Vierhänder, obwol bei einigen Ausnahmen vorkommen. Das Gesetz des Kampfes ist nur bei barbarischen Nationen zurückgeblieben, bei den civilisierten nimmt die Bewerbung eine andere Form an. „Die halb menschlichen männlichen Vorfahren und die wilden Völker haben viele Generationen hindurch um den Besitz der Weiber gestritten.“

Die meisten der angeführten charakteristischen Merkmale der Geschlechter wurden von Herrn Darwin auf das Geheimnis der Geschlechtswahl zurückgeführt. Wir wollen eines anführen: „Die Abwesenheit der Haare auf dem Leibe ist im gewissen Grade ein secundärer Charakter der Geschlechter, denn in allen Theilen der Welt sind die Weiber weniger behaart als die Männer. Daher kann man annehmen, dass dies ein Merkmal ist, welches durch die Geschlechtswahl gewonnen wurde.“ Die nachstehende

Begründung der weiblichen Haarlosigkeit ist sicher ebenso schwach als irgend eine in demselben Werke. „Es ist bekannt, dass das Gesicht einiger Affengattungen und die großen Stellen des rückwärtigen Endes am Leibe anderer Thiergattungen den Haarwuchs verloren haben, was ganz gut der Geschlechtszuchtwahl zugeschrieben werden kann, denn diese Stellen sind nicht nur lebhaft gefärbt, sondern auch zuweilen wie bei dem männlichen Mandrill und dem weiblichen Phesus noch viel lebhafter an Farbe in einem Geschlecht als im anderen.“ Der Verfasser fährt fort aus einander zu setzen, dass unsere halb menschlichen Vorfahren zuerst theilweise den Haarwuchs eingebüßt, und zur Zeit, als sie stufenweise den neuen Charakter der Nacktheit erreicht, denselben in gleichem Grade an den jungen Nachwuchs beider Geschlechter vererbt hatten. Es liege nichts Befremdliches im theilweisen Verlust des Haarwuchses, welcher bei den affenähnlichen Vorfahren des Menschen eine Zierde gebildet hat. Denn wir haben gesehen, dass bei Thieren unzähliger Racen fremdartige Merkmale ebenso geschätzt und später doch durch Geschlechtszuchtwahl modificiert wurden.

Es wäre vergeblich, mit jemanden, der dies als erwiesen oder auch nur als wahrscheinlich ansieht, sich in einen Streit einzulassen. Sonderbar ist es, dass Herr Wallace, der Verfechter, wo nicht der Erfinder der natürlichen Zuchtwahl, gegenwärtig die Haarlosigkeit als einen Beweis betrachtet, „dass eine intelligente Macht die Entwicklung des Menschen geleitet oder bestimmt hat.“

Wir gaben einen Abriss des Systems des Herrn Darwin sammt Proben seiner Beweismittel, so weit es unsere Gränzen erlaubten. Wenn wir von ihm in vielen Dingen abweichen, so stimmen wir doch mit ihm in einem überein, indem er sagt: „Diesen Ansichten über die Geschlechtszuchtwahl in der Geschichte des Menschen fehlt die wissenschaftliche Schärfe. Wer den Einfluss derselben bei den niederen Geschöpfen nicht zugibt, wird auch alles verwerfen müssen, was ich in den späteren Abschnitten über den Menschen geschrieben habe.“ Wir haben diesem Gegenstand mehrere Stunden sorgfältiger Erwägung gewidmet, so wie wir gleiches mit anderen Stellen des Werkes thaten, und wir können nur bedauern, dass mit den angeblichen Wirkungen der Geschlechtszuchtwahl so viel Wesens gemacht wurde. Wir bewahren den Eindruck, dass die Uebertreibung groß und der Mangel gesunder Einsicht und Folgerichtigkeit offenbar ist.

Viele Behauptungen sind an sich wahr, aber sie passen nicht zu den Hypothesen und sind nicht geeignet sie zu unterstützen.

Anderen Behauptungen müssen wir unbedingt widersprechen, und ebenso müssten wir versuchen, die angeführten Thatsachen vor allem an

ihren gehörigen Platz zu stellen oder sie einem ganz anderen Gebäude wieder einzuverleiben und ihnen ein anderes Fundament zu geben.

Wer diese Bände, abgesehen von ihrem letzten Zweck und ohne die Hypothesen des Verfassers irgendwie zu beachten, durchliest, wird daran großen Gefallen finden und bereitwillig die Geduld und den Fleiß des Sammlers so vieler zerstreuter Thatsachen der Naturgeschichte anerkennen. Wir haben in diesem Sinne viele Seiten wiederholt gelesen und hoffen dies mit anderen Seiten ebenso zu thun. In diesem Sinne bleiben wir wegen der vagen Begründung und wegen des Mangels an Zusammenhang außer Sorge; wir betrachten diese Bände als Miscellaneen eines Naturforschers und sind ihm für die uns gewährte Unterhaltung dankbar.

— c — y

### Geographische Literatur.

Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage S. Majestät des Königs von Preußen in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Reise. Von Gerhard Rohlf's. Mit einer Photographie (Marmor-Widder, gefunden in der Jupiter Ammon-Oase 1869), zwei Karten (Routen in Cyrenaica und die Ammons-Oase oder Siuah), vier Lithographien und vier Tabellen. 2 Bände. Bremen bei J. K ü h t m a n n 1871.

Die nächste Veranlassung zur Reise, deren Schilderung uns mit interessanten Details über lang vergessene Culturländer des Altertums bekannt macht, war die Mission seitens der preußischen Regierung, die für den Sultan von Bornu bestimmten Geschenke nach Tripolis zu bringen und daselbst Vorsorge zu treffen, dass sie unter sicherer Obhut nach Kuka gelangen. Wir wissen, dass mit ihrer weitern Beförderung Dr. Nachtigal aus Cöln (Leibarzt des Bei von Tunis) betraut wurde, die Karavane Mitte März 1868 von Tripolis abgieng, in Murzuk neuen Verzögerungen ausgesetzt war und endlich an den Ort ihrer Bestimmung glücklich anlangte.

Rohlf's, der die nächste Veranlassung zu dieser dem Sultan von Bornu erwiesenen freundlichen Rücksicht war, benützte seinen Aufenthalt in Tripolis zur nähern Erforschung des Landes auf einer Reise nach Cyrenaica und in die Oase des Jupiter Ammon, deren Ergebnisse in den vorliegenden 2 Bänden mit all der anschaulichen Uebersichtlichkeit und dem tiefen Verständnis, welches die Arbeiten des Verfassers charakterisiert, wenn auch nicht mit der gewohnten Sorgsamkeit auf stilistische Abrundung dargelegt sind. Den letztern Umstand, den wir nicht unerwähnt lassen dürfen, mag der Sturm der Zeit, in welche die Herausgabe fiel, mehr als genügend entschuldigen.

Die geschichtlichen Andeutungen über Tripolis, die Schilderung der socialen Zustände, der geographischen Beschaffenheit des Pflanzen- und Thierlebens, so wie der Bewohner weiß der Verfasser theilweise mit kurzen bezeichnenden Strichen in ein Bild zu fassen, wie es in diesem Rahmen nicht verständlicher sein kann; und wo seine Ansicht hier so wie im ganzen Verlauf der Reise im Gegensatz zu der bisher geltenden oder von früheren Forschern vertretenen hervortritt, geschieht dies in der Regel mit so klaren Gründen, dass man ohne weiteres Bedenken für dieselbe gewonnen wird.

Wir müssen es dem Leser überlassen, sich die interessanten Details aus dem Buche selbst zu holen und heben nur dasjenige heraus, was uns zur Berichtigung verbreiteter Ansichten besonders merkwürdig erscheint.

So des Verfassers Bemerkungen über die Bewohner Tripolitaniens. „Hier müssen“ — sagt er S. 67 — „vor allem drei Hauptvölker unterschieden werden: Araber, Berber und in Fesan Mischlinge. Die Araber bewohnen die Städte, großen Ebenen und die Cyrenaica, die Berber finden wir im Djebel,